

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Bestellungen

auf den

„Enztäler“

für den Monat September

werden von allen Postanstalten und Postboten, von der Expedition und von unseren Austrägerinnen entgegengenommen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Dermisches.

Wagenmangel in der Düngerindustrie. Von bahnanseitiger Seite wird darauf hingewiesen, daß voraussichtlich das Winterwagenmaterial in den bevorstehenden Herbstmonaten wieder derartig in Anspruch genommen sein wird, daß es schwer werden dürfte, allen Anforderungen mit der wünschenswerten Pünktlichkeit nachzukommen. Da erfahrungsgemäß alljährlich der Thomaßmehlverwand unter Wagenmangel im Herbst starke Verzögerungen erleidet, so kann den Verbrauchern nur dringend geraten werden, den Herbstbedarf nicht erst im September oder Oktober, sondern schon jetzt sobald als möglich zu decken.

Der Ursprung der Zuckerkrankheit soll nach der neuesten Theorie durch Erschütterungen hervorgerufen werden. Allerdings ist die Entstehungsursache der Zuckerkrankheit bisher noch nicht ausreichend geklärt. Man hat zur Lösung des Rätsels alles mögliche heranziehen wollen, z. B. die Zunahme der städtischen Bevölkerung, das Anwachsen des Kapitals nebst dem darauffolgenden Luxus usw. Die neue Theorie geht davon aus, daß die Sterblichkeit an Zuckerkrankheit unter den Maschinenisten, Feizern, und Eisenbahnbeamten angeblich viel bedeutender ist als unter der übrigen Bevölkerung. Daraus wird der Schluß gezogen, daß die Entstehung der Zuckerkrankheit mit dem Einfluß fortgesetzter Erschütterungen in Zusammenhang steht. Man müßte nun feststellen, ob auch bei anderen Berufszweigen, deren Ausbildung gleichfalls unter solchem Einfluß steht, ein häufiges Auftreten an Zuckerkrankheit vorkommt, z. B. bei Automobilisten, bei Radfahrern, bei Reitern usw. Das British Medical Journal sagt, daß der Hinweis auf die Bedeutung des Eisenbahnfahrens auf die außerordentliche Zunahme der Zuckerkrankheit durchaus neu, aber doch nicht ohne weiteres abzuleiten sei.

Der Klügere gibt nach. Zu Willibald Beyschlag 50. Todesstag ist bei Mohr in Tübingen ein Gedichtbuch an sein Leben erschienen, das u. a. eine hübsche Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. enthält. Es war bei der Taufe des Erbprinzen von Baden, seines ältesten Enkels, bei welcher der Großvater, damals Prinz-Regent von Preußen, den Täufling hielt. Kaum aber hatte der Akt begonnen und Beyschlag, damals Hosprediger in Karlsruhe, zu sprechen angefangen, als der Knabe so kräftig zu schreien anfangte, daß von Andacht und Sammlung kaum noch bei irgendwem die Rede sein konnte. Ein Stillschneidungsmittel war wohl zur Hand, aber man wagte nicht, es zu reichen. Vergebens suchte der hohe Pate durch Wiegen und Schaukeln auf den Armen sein Enkelchen zu beschwichtigen. Nur noch unmutiger und lauter ließ dieses die Stimme ertönen. Und während sich der Anwesenden mehr und mehr Unruhe und peinliche Verwirrung bemächtigte, begann Angstherrlich die Stirne des Redenden zu bedecken. Meinte er doch, die sorgfältig vorbereitete Ansprache nicht jählings abbrechen zu können, und doch war ihre Fortführung mit Haltung und Ernst eine wirkliche Pein. Wer je ähnliches im Amte erlebt hat, weiß das. Da aber kam der Prinz-Regent von Preußen dem Bedrängten zu Hilfe in jener natürlich liebenswürdigen Weise, welche den hohen Herrn zeitlebens ausgezeichnet hat; ein wenig zu Beyschlag hinüberneigend, flüsterte er — ihm nur verständlich —: „Herr Hosprediger, der Klügere gibt nach!“ Darauf machte Beyschlag seelenvergnügt, daß er zum Ende und Abschluß kam.

Der gebannte Dieb. Eine neue Methode, Diebe zu bannen, wird der Neuenbürg Post aus Hoya mitgeteilt: Einem dortigen Imker waren öfter Bienenstöcke gestohlen worden. Alles Anzeigen und alles Aufspüren half nichts. Der Bestohlene war ein Menschenkenner (das sind die meisten Imker) und er spezialisierte auf den Aberglauben. Er griff sich einen Handwerksburschen auf, hatte eine lange heimliche Unterredung mit ihm, gab ihm einen Taler und ließ ihn am Sonntag morgen mit einem zugebundenen Bienenkorb auf dem Rücken in einiger Entfernung von seinem Bienenstande stehen. So war's verabredet. Der Mann stand nach Kirchenanfang bis 11 Uhr vormittags, als die Leute aus der Kirche kamen. Verwundert blieben Männlein und Weiblein stehen und schauten den Fremden mit dem Bienenkorb an, der wie festgewurzelt da stand. Unser Imker stand, gemüthlich seine Pflanze rauchend, am Bienenstand. „Nachher, was is' dat, und was schall dat bedüden?“ — „Oh, wider nix nich, dat

is 'n Deef, de het mi Immen stahlen.“ — „Worüm stiebt he denn aber da?“ — „Oh, ick hebb' em bann't!“ meinte unser Imker und wies mit der Pfeifenspitze auf den „Bienenstiel“. Nun war die Sache den Leuten klar, ein kaltes Gruseln ging ihnen den Rücken hinunter, und schen blickten sie zu dem Hexenmeister hin, der solche Dinge verstand. Ein altes, gutherziges Weiblein mit dem Gesangbuch in der Hand trat nun zu dem Imker heran und bat ihn: „Nachher, nun lat em loopen, he het jo nu sin Deel.“ — „Na, wenn ji meent, denn schall en dat noch mal so hengahn.“ sprach's, ging auf den „Gebannten“ zu, holte seinen „Bannzettel“ aus der Tasche und las halbblaut die beschwörende Formel ab, dann machte er drei Kreuze über den „Gebannten“, damit war der „Bann gebrochen“. Der „Dieb“ hatte plötzlich den Gebrauch seiner Glieder wieder, jäh ließ er den Bienenkorb fallen und rannte wie besessen durch den Obstgarten ins freie Feld (genau wie es verabredet war). Im ganzen Dorfe aber wurde noch nach Wochen die gruselige Geschichte immer und immer wieder erzählt und die Leute, die es gesehen hatten, waren überall der Mittelpunkt des höchsten Interesses. Immer wieder mußten sie es den anderen erzählen und sie schlossen dann stets mit den Worten: „Ick hebb' et mit minen Dogen süben sehen, ick bin mi bi wesen.“ Seit dieser Zeit ist aber dem schlauen Imker niemals mehr ein Bienenkorb gestohlen worden.

Ein scheidiger Neger erregt in medizinischen Kreisen Amerikas, wie englischen Blättern aus New-York berichtet wird, großes Aufsehen. Er heißt Edward Kennedy und stammt aus Stamford in Connecticut; er steht im 65. Lebensjahr. Seine Hände und der größte Teil seines Gesichts sind so weiß, wie die Hautfarbe eines Angehörigen der kaukasischen Rasse, und der Kontrast der hellen zu den dunklen Stellen gewährt einen grotesken Anblick. Das Hellerwerden seiner Haut begann vor etwa sechs Jahren. Zunächst wurden die Fingerspitzen weiß, und das breitete sich allmählich immer mehr aus, so daß jetzt seine Unterarme bis zum Ellenbogen ganz weiß sind. Ebenso ist es mit dem Gesicht. Die Stellen um den Mund, das Kinn und der Nacken, sowie die Stellen um die Augen sind völlig weiß, ebenso finden sich auf dem ganzen Körper weiße Stellen neben der schwarzen Grundfarbe. Kennedy fühlt sich ganz wohl und weiß keinen Grund für die Veränderung seiner Hautfarbe anzugeben, die Ärzte aber sind der Ansicht, daß dies Phänomen auf eine Veränderung der Farbpigmente des Blutes zurückzuführen sei.

Die Graphologin.

Novelle von E. v. Dornau.

(Nachdruck verboten.)

Da trat er mit einer heftigen Geste auf mich zu, ergriff meine Hände trotz meines Sträubens und überschüttete mich mit den leidenschaftlichsten Worten, die ich Dir nicht wiederholen kann oder mag. Er sagte mir, daß er mich vom ersten Tage an geliebt habe, als er mich im Walde tanzen sah; wie nur ich allein seinem „wildbewegten Künstlerleben“ Halt zu verleihen vermöchte; daß er sich geschworen hätte, ich müßte die Seine werden — und so fort. Vergeden hatte ich mehrmals versucht, ihn zu unterbrechen. Jetzt riß ich mich los und rief zitternd, daß das niemals der Fall sein könne, daß er jeden Gedanken an mich aufgeben müsse.

Er wurde sehr blaß und fragte zähnelnrischend: „Dann lieben Sie also wirklich den andern? Er ist ja ein alter Bekannter von Ihnen, höre ich; da hatten Sie ihn wohl schon hier erwartet und sehnsüchtig nach ihm ausgehant, während ich —“
„Hüten Sie sich, daß ich mich nicht nach seinem Schanze zu sehnen brauche!“ unterbrach ich ihn zornig; „ich befehle Ihnen, mein Herr, mir sofort die Türe freizugeben!“

Er trat mit einem halbblauen Fluche in das Zimmer zurück; der Ausdruck der Wut und Verzweiflung entstellte sein schönes Gesicht in geradezu abstoßender Weise. „Denken Sie nicht, daß ich dem

Schäferspiele hier ruhig zusehen werde!“ rief er mir drohend nach, als ich das Zimmer verließ.

Ich erwiderte nichts, sondern stoh mit zitternden Knien die Treppe hinauf in mein Zimmer, dessen Tür ich sorgsam verschloß. Nun erst kam ich mir gestört vor; die leidenschaftlichen Worte und Blicke des Polen hatten mir einen förmlich unheimlichen Eindruck hinterlassen; ich fürchte, daß er versuchen wird, sich in irgend einer Weise zu rächen!

Jetzt bin ich ruhiger geworden, aber noch fühle ich mich tief verstimmt. Die drückende Schwüle in dem engen Zimmer peinigt mich, und doch wage ich mich nicht hinaus, ehe nicht die anderen vom Festplatze zurückkehren. Die rechte Freude an dem morgigen Feste ist mir vergällt, es lastet wie die Ahnung eines kommenden Unheils auf mir —

So weit hatte ich geschrieben, als ich die eifrigen Künstler und Schauspieler draußen heimkommen hörte und Fräulein Lilienbeil wie ein Wirbelwind zu mir kam und energisch Einlaß begehrte. Nun steht sie am Fenster und ein lebhaftes Zwiegespräch entspinnt sich, so daß ich kaum weiterschreiben kann:

„Was, mein liebes Kind, Sie wollen nicht herunterkommen?“ ruft sie erstaunt.

„Ich habe Kopfschmerz von der Hitze,“ erwiderte ich nicht ganz wahrheitsgemäß.

„Kein Wunder, wenn man im dumpfen Zimmer Briefe schreibt. Sie sehen ganz erschauert aus. — Oder haben sie sich vielleicht mit Herrn v. Szibulka gezanzt?“

„Weshalb?“ frage ich möglichst gleichmütig. Die

kluge Alte läßt einen durchdringenden Blick auf mich ruhen.

„Weil er uns vorhin mit einem fürchterlich finstern Gesicht begegnete; er sagte zum Doktor, daß er einen nächtlichen Spaziergang vorhätte bis nach Thalberg und erst morgen nachmittag zum Feste wieder da sein würde. Narrischer Mensch das!“

„Ich glaube, Sie haben Recht, es ist doch besser, wenn ich noch ein wenig mit Ihnen hinunter gehe,“ sage ich schnell — ich fühle, wie ich aufatme; „lassen Sie mich nur erst diesen Brief noch vollenden —“

Lebe wohl, Du Liebe, Gute, übermorgen schreibe ich Dir wieder und schildere Dir den Verlauf des Festes. Fräulein Lilienbeil steht ungeduldig wartend am Fenster und klagt: „Es wird doch morgen keinen Gewitterregen geben?“ Ja, ein Gewitter liegt in der Luft — möchte sich alles zum Guten wenden!

Deine Klara.

VI.

Fichtenberg, am 18. Juli.

Ich, nicht so, wie ich's mir wohl gedacht hatte, wird mein Festbericht heute lauten, geliebtes Herz. Mir ist recht trübe zu Sinn und ich weiß nicht warum, quäle mich mit allerlei thörichten Gedanken und muß Fräulein Lilienbeil recht geben, die vorhin behauptete, der Tag nach einem Feste wäre immer gräßlich und müßte eigentlich durchschlafen werden! Ich will versuchen, mir den Druck von der Seele zu schaffen, indem ich an Dich, mein Liebling, schreibe; ich sitze in der Veranda, der Regen strömt hernieder



Wer Tiere hält, muß für allen Schaden aufkommen, der durch diese entsteht. Ein Delmüller im Unterland war nebst seiner erwachsenen Tochter mit einem Pferdegespann mit Pflügen beschäftigt. Dadurch wurden die in der Nähe aufgestellten Bienen beunruhigt. Sie fielen über Menschen und Tiere her, die arg zerstoßen wurden. Das Pferd verendete schon in der folgenden Nacht, worauf dessen Besitzer seine Entschädigungsansprüche geltend machte. Das Landgericht verurteilte den Bienenzüchter zur Zahlung von 530 M. an den Kläger, sowie zur Tragung der bereits auf 300 M. angelaufenen Kosten. Kläger und Beklagter legten Verurteilung ein. Diese hatte jedoch für den Beklagten das unangenehme Resultat, daß das landgerichtliche Urteil noch dahin erweitert wurde, daß dem Kläger auch aller weitere Schaden zu ersetzen sei, der diesem besonders aus der durch die Bienenstiche verursachten Erkrankung seiner Tochter erwachsen ist. Daraufhin strengte der Kläger eine neue Klage an und verlangte nicht nur Ersatz sämtlicher Arzt- und Apothekerkosten, sondern auch eine jährliche Rente von 240 M. und 5000 M. Schmerzensgeld. Zum Glück ist der Inhaber durch eine Haftpflichtversicherung gegen die Folgen des Prozesses geschützt.

Die „Annerln“ sind auf den Aussterbeetat gesetzt, wenn man einem Pflaunders im N. W. Tagbl. über das Verschwinden der altgewohnten Wiener Taufnamen Josef, Franz, Leopold, Max, Karl, Rudolf usw. Glauben schenken darf. Diese Namen, schreibt der aufmerksame Beobachter des Wiener Lebens, die früher in keiner Wiener Familie fehlten, sind weit seltener geworden als ehebem, und daselbe ist bei den Namen Marie, Theresia, Anna, Antonia, Leopoldine und Katharina der Fall. Heißt ein modernes Wiener Kind aber wirklich Anna, weil ein altväterlicher Erbonkel es durchgeheißt hat, so wird es gewiß nicht Anna, Nina, Nani oder Netti gerufen, sondern wahrscheinlich „Nenny“, das klingt nämlich englisch. Nennen sich doch manche Damen, die in ihrer ziemlich lange entschwundenen Jugendzeit Niki, Kefel, Tini oder Kathel gerufen wurden, weil sie eben jede Mode mitmachen, recht unwienerisch Mary, Nisa, Bolda oder Rütze, vielleicht sogar Kitty. „Kitty, i bitt' di!“ hätte Nestro gesagt. Dabei sind aber die jüngeren Wiener von heutzutage sonst sehr für das „Bodenständige“, die „Heimatkunst“, Altwien in Tracht und Sitte, nur die Namen sind nichts weniger als wienerisch. Wer sich zur Frühjahrzeit in einen öffentlichen Park bei den Kinderspielsplätzen auf eine Bank setzt und den Ruf der Mütter, Gouvernanten und Nonnen lauscht, wird, wenn er bloß die Namen hört, kaum glauben, in Wien zu sein. Walter, Benno, Erwin, Klaudius, Leo, Melitta, Blanka, Marzella u. s. w. kann man häufiger rufen hören als Eduard oder Elisabeth. Die „Abkürzungen“ sind natürlich, wenn nicht englisch oder französisch, mindestens norddeutsch, und zwar kann man dies nicht nur im Volksgarten oder Stadtpark, sondern auch im Ragnerpark oder im Prater beobachten. Elisabeth wird in keiner Wiener Familie mehr „Lisi“ abgekürzt, sondern Elsa, Lisbeth, Elschen, Lisa, und ein Bub, der Robert heißt, wird sicher nicht „Berl“

und die Kurzgäste hocken in ihren Zimmern, im Konversationssaal oder hier, alle mehr oder weniger mißmutig. — „Grua in Grua! Die richtige Katerstimmung!“ bemerkte eben die alte Malerin, die an demselben Tische mit mir sitzt.

Der gestrige Tag hat sehr fröhlich begonnen; beim Erwachen hatte ich über die Sorgen gelacht, die ich mir am Abend vorher gemacht hatte — mich so von den leeren Drohungen des Polen in Angst versetzen zu lassen — lächerlich! Das Wetter war, wie Wilhelm Rabe sagt, schön, obgleich eine Landpartie gemacht werden sollte, es war zwar am frühen Morgen schon sehr heiß, aber die vielen sorgenvollen Blicke, die am Tage vorher zum Himmel gestiegen waren, schienen in der Tat die drohenden Gewitterwolken beschworen zu haben — kurz, es war jeder in rosigster Laune und fröhlichster Erwartung. Bei der Rückkehr von meinem gewohnten Morgenpaziergang begegnete ich im Hausflur Herrn Haffsurth — am vergangenen Abend hatte ich ihn nicht mehr gesehen, da der Doktor ihn auf einem Gange ins Dorf mitgenommen hatte. So sah ich ihn jetzt zuerst wieder, und die Erinnerungen an die abgeschmackten Reden des Polen machte mich so verlegen, daß ich bei seinem Gruße blutrot wurde. Zu unangenehm!

Haffsurth schien ungemein heiter und glücklich gestimmt, und nach wenigen Minuten harmloser Pflaunders, an der auch der Doktor teilnahm, fühlte ich mich wieder ganz behaglich in seiner Nähe, wie sonst immer. — — — Weßhalb sollte ich mir auch durch ein paar böshafte Worte eines abgewiesenen Freiers dies rein

gerufen, sondern Bob. Abgesehen davon, daß die Wiener selbst von ihren altgewohnten Namen abgehen, wird von den „Zugereiften“, welche sich, entgegen der Gepflogenheit früherer Zeit, nicht mehr dem Wienerthum assimilieren, sondern ihre Nationalität forciert zur Schau tragen, dies auch bei der Taufnamenwahl für ihre Kinder gezeigt. — Dazu wird der „Straßb. Post“ geschrieben: Sogar auf dem platten Lande, im entlegensten Dorfe wird die „Mode“ immer allgemeiner, den Kindern „vornehm“ klingende Tauf- oder Rufnamen wie: Albert, Alfred, Alfons, Edmund, Edgar, Arthur, Hippolyte, Kasimir, Raymond u. a. m. zu geben. Die Namen Peter, Johann, Matthias, Andreas, Lorenz, Jakob, Sebastian, Anselm, Christian, Kaspar, Ignaz, Urban, Konrad, Eberhard usw. gelten als altfränkisch und abgedroschen. Nehalich verhält es sich auch mit den weiblichen Vornamen. Eine Agnes, Eva, Anna Marie, Salome, Ursula, Genoveva, Katharina gibt es mancherorts unter den Schulmädchen fast nicht mehr; dafür hören wir die Namen: Eugenie, Emilie, Leonie, Melanie, Otavie, Eulalie, Aurelie, Philomene, Mathilde, Angeliqne usw. Eine Hebamme erzählte jüngst dem Schreiber dieser Zeilen, daß unlängst ein junger Schwann, dem auch ein kleiner Erbe geboren wurde, in einem Roman nach einem seltener, vornehmen Namen suchte, der bis jetzt im Dorfe noch nicht vorhanden sei. — Noch „fortschrittlicher“ gehen die israelitischen Familien vor. Die Namen Abraham, Isaac, Moses, Samuel, Sara, Esther usw. werden immer seltener und ein israelitischer Lehrer versicherte mir, er habe schon seit etlichen Jahren kein Kind mehr in seiner Schule, das noch einen altbiblischen Namen führe. Es geht mit den alten Namen wie mit den alten Volkstrachten! — Ein anderer gibt folgende Betrachtung: Die „Mode“ hat im allgemeinen beim Verschwinden altgewohnter Namen viel weniger zu tun, als angenommen wird. Vielmehr werden die alten Taufnamen fallen gelassen, weil die meisten im Laufe der Zeit zu Spitznamen ausgeartet sind und zum Teil einen komischen Beigeschmack erhalten haben. Das sehen wir z. B. deutlich an den männlichen Rufnamen Andreas, Anton, Ignaz, Joseph, Johann, Kaspar usw. Die Namen Andreas, Anton, Ignaz und Joseph haben sich in ihre Verkleinerungsform Adrese, Toni und Nazi und Seppel umgewandelt, die jetzt alle einen leidigen Beigeschmack besitzen. Aus Adresel machte der Volksmund „der andere Esel“, Toni und Nazi werden verächtlich für Tolspatich gebraucht und Seppel ist im ganzen Elsaß synonym mit Sempel. „Du bist a dummer Seppel“ ist zur landläufigen Redensart geworden, und seit jeder Kutscher Johann genannt wird und das Kasperltheater in Schwung kam, ist es auch leicht begreiflich, warum niemand mehr seinen Kindern diese Namen beilegt. Auch bei den angeführten Mädchennamen Agnes, Ursula, Katharina usw. verhält es sich ganz ähnlich. Agnes wurde im Volksmunde in Angenes verwandelt, welches Wort die Bedeutung von einer Weinerlichen, sich stets beklagenden Person besitzt, Ursula heißt im Dialekt Urschel, was gleichbedeutend ist mit Eierbeutel, und Katharina verwandelt sich in Kathel, welches mit dem Seppel Hand in Hand gehen kann. Ist

freundschaftliche Verhältnis stören lassen, das mir eben durch seine Harmlosigkeit so angenehm ist? Denn daß ihm auf beiden Seiten kein anderes Gefühl zu Grunde liegt — darüber bin ich mir jetzt ganz klar und bin sehr froh, daß dem so ist!

Herr Haffsurth hatte mir mittags einige wundervolle Rosen geschenkt, und als ich die nun vorn an meinem neuen, hübschen Sommerkleide befestigte, sah mir aus dem Spiegel ein, trotz seiner 25 Jahre, strahlend vergnügtes, junges Gesicht entgegen — ach, Eitelkeit der Eitelkeiten! Und doch — was wären wir Weiber ohne sie? Sie bildet nun einmal einen Bestandteil unseres Wesens, und nicht den unwichtigsten.

Eine halb-Sunde nach dem Mittagessen begann sich der Festzug vor der Tür des Kurhauses zu bilden. Die Dorfmusikanten eröffneten ihn, und schwärend und lachend folgten die fröhlichen, gepuderten Gäste. Als wir auf der Waldwiese anlangten, ertönte ein allgemeines „Ah!“ der Bewunderung und die Herren vom Komitee ertreuten reichlichen Beifall. Der Waldboden um die große Eiche herum war zierlich geglättet, ein stattliches Zelt für das abendliche Häffet aufgeschlagen; zwischen einigen großen Fichten war eine „fliegende Kassecke“ errichtet, Schaubuden scherzhaften Inhalts waren am Waldrande verteilt und im kühlfen Schatten lagerten einige mächtige Bierfässer. Und jetzt trat die Waldkönigin im schleppenden, grünen Gewande, umgeben von Nymphen und Onomen, in die Mitte des Platzes und begrüßte mit sinnigen Worten die Gäste in ihrem Reiche.

es da verwunderlich, wenn die Eltern ihren Kindern diese in schlechtem Gerüche stehenden Rufnamen nicht mehr beilegen und ihnen die Spitznamen ersparen wollen? Selbst die als „vornehm“ klingenden“ angeführten männlichen Rufnamen Alfons, Kasimir und Louis werden gemieden, seitdem in Frankreich der verabscheuungswürdigen Rasse der Zuhälter diese Spitznamen beigelegt werden. Auch die „vornehm“ klingenden“ weiblichen Rufnamen Eulalia, Angeliqne, Melanie und Philomene sind bei unserer Bevölkerung längst in Mißkredit gelangt, seitdem sie in deutschen und französischen Gassenhauern eine gewisse Rolle spielten. Eine Dame, welche einen dieser Rufnamen führte, würde damit unfreilich ein gewisses Lächeln erregen. Die Sucht nach „seltenen, vornehmen Namen“, die bis jetzt im Dorfe noch nicht vorhanden sind“, hängt also weniger von der Mode ab, sondern vielmehr davon, daß viele alte Rufnamen im Laufe der Zeit einen komischen Beigeschmack erhielten.

[Zweifelhafter Rat] „Du, dem Fräulein Guste hat ihr Bräutigam abgeschrieben.“ — „Ei!“ — „Da, das wäre ein Wädel für Dich!“ — „Glaubst Du, daß sie mich nimmt?“ — „Gewiß, jetzt in ihrer Verzweiflung!“

[Müchsigtsvoll] „Wie kannst Du nur solche Schulden machen, Ernst?“ — „Weil sonst die Leute sagen würden, Du hättest nichts, lieber Onkel!“

[Streber.] A.: „Jetzt gibt es aber schrecklich viel Konkurse!“ — B.: „Ja, die Leute wollen eben gar zu schnell reich werden!“

[Das sagt genug] „Nun, war euer letztes Kaffeetränchen interessant?“ — „Und ob! Es wurde 3 Stunden lang im Flüstertone gesprochen!“

[Immer im Amt.] Tochter: „Was bekomme ich denn zum Geburtstag?“ — Vater (Landrichter, zersprengt): „20 M. oder 5 Tage Haft!“

Gedankensplitter.

Wenn die Leute sich nur halb so viel Rechenschaft über ihr eigenes Leben geben wollten als über das Leben der anderen, so würden sie sich des Raubens meist enthalten. „Große Zeit“ ist immer nur, wenn's beinahe schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: „Jetzt ist alles vorbei.“ Theodor Fontane.

Beleidigungen werden alt, Hochzeiten vergeht man bald.

Aufgabe.

31 59 82 31 59 82 31 59 82 Von den zweifelligen Zahlen 31 59 82 31 59 82 31 59 82 sollen 12 gestrichen werden und zwar so, daß die Summe der übrig bleibenden 33 Zahlen 1905 beträgt. Wie viel mal muß man jede der 3 Zahlen 31, 59, 82 streichen?

Anmerkung. 31 = Geburtsjahr Kaiser Friedrichs, 59 = Geburtsjahr Kaiser Wilhelms II., 82 = Geburtsjahr des deutschen Kronprinzen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 130:
Leander, Alexander.

Fräulein Lilienbeil und ich hatten uns an einem kleinen Abhänge auf ein Plaid gelagert; zu uns gesellte sich Haffsurth, der in einer wahrhaft überprudelnden Laune war. Als die Musik nun einen sanfteren Walzer zu spielen begann und alles wie elektrifiziert aufsprang, bat er mich um den Tanz. Wie lange Jahre waren vergangen, seitdem ich zuletzt getanzt hatte! Dann machten wir Halt am Waldbesäume und er hielt noch einen Augenblick meine Hand fest, da mir von der ungewohnten Bewegung ein wenig schwindlig geworden war. Im selben Moment tauchte vor uns der Pole auf — unsere Augen begegneten sich — in den seinen lag eine so finstere Drohung, daß ich zusammenzuckte. Haffsurth sah es und folgte erstaunt der Richtung meines Blicks. Mit erleichtertem Aufatmen sah ich Herrn v. Szibulla sich neben Frau Professor Steuben setzen und angelegentlich mit ihr plaudern. Die schöne Frau sah sofort schwächend zu ihm auf und schien sich sichtlich lösslich über das zu amüsieren, was er sehr nahe ihrem Ohre flüsterte.

Haffsurths Blick kehrte zu mir zurück und haftete mit forschendem Ausdruck auf mir. Er schwieg jedoch, verneigte sich ruhig, und noch einmal wirbelten wir im Tanze dahin — aber die ungetrübt frohe Stimmung war mir entschwunden und auch Haffsurth schien ernster.

— (Fortsetzung folgt.) —